

Wie der Friedel das Lieben erlernte.

Ein Lustige aus des Adrinterwols. Von Karl Mrobotz.

Das Lieben ist keine so einfache Sache, als es sich mancher ausmalt, dem der Himmel die Liebe gleichsam zum Dach hineintraufeln läßt. Es gibt Leute, die zuh zum Lieben keine Eignung haben und es erst unter der Wucht bedeutender Ereignisse, sozusagen im Schwelge des Unglücks erlernen müssen. Zu dieser Sorte von Menschen gehörte der Friedel, des Hieselbauers einziger Sohn — im allgemeinen und im besonderen ein ganz braver und verständiger Bursch, der nur den Duct am Buckel trug, schrecklich schüchtern zu tun und die Frauenzimmer, die Göttschen, nicht ausstehen zu können. Sah er von weitem einen Knecht, so mochte er lieber Umwege weitem, um ihm nicht begegnen zu müssen, und konnte er nicht mehr ausweichen, sah er zu Boden wie ein Hühnerschelm. Selbstredend stößte ihm solche Beklemmung nur ein Mittel ein, in dem ein sauberes und dadurch gefährloses Dornlein stat. Altweiberreden allerdings begeigte er derartige Achtung nicht.

Im Volksmund lebt ein fastiger Ausdruck, der da lautet: Was versteht ich? Das von einer Muskatnuss. Diese ein wenig anzügliche Redensart wendete man gerne an, wenn man vom Friedel und von seiner Weiberschen sprach. Besagte sollte sein, er sei überhaupt noch nicht auf den Geschmack einer Liebschaft gekommen, weil er ansonst sicher sich nicht so simpel benommen hätte.

Zu dumm das, mit dem Friedel! 19 Jährlein und noch keine Liebschaft geführt, das wäre ja schließlich eine Dorrsünde, aber eine lässliche. Man hörte ihn einfach für einen besonders eingezogenen, nötigenfalls sogar für einen noch nicht ganz ausgehenden Burschen gehalten. Daß er aber den Fehdhandlungsdurch, der nie seine arbeitsame Hand zerte, so unverblümt, so rüchrichtlos den Dorrsünden und Wunderthäten vor die Füße schmeuerte, besah er einen Sturm der Entrüstung heraus, wenigstens in diesen Kreisen. Was nähere Bekannte zu seinen Gunsten vorbrachten, er sei zaghaft wie ein Schaf, verfüge über ein vermindertes Schönheitsgefühl; er schäme der Weibspersonen nicht gar zu sehr, weil die nun selig im Herrn schlummernde Hieselbauerin, seine Mutter, dem Hieselbauer stets mit großer Schlag- und Zungenfestigkeit die Oberhand führen ließ — all das wurde unzureichend befunden, solch ungeziemliches Benehmen zu entschuldigen. Gegenteilig stocherte solche Verteidigung erst recht die in holden Bufen schlummernden Radegast auf zu furchtbarem Tun. Daß ein Mann zum Verderben der anderen so offenkundig das gegenteilige Geschlecht als entbehrlich, ja als nebensächlich und verächtlich hinstellte, durfte nicht ungerochen bleiben. Ahnte nicht, der arglose Friedel, wie strengrecht die Holden des Ortes Kriegsrat abhielten. Auf seine Züchtigkeit, vielleicht sogar auf seine Eröterung war's abgesehen.

So rüde der Herbst heran, die Brechzeit. Da sind den Dornlein, den Brechlerinnen, große Rechte eingeräumt. Nicht mit Unrecht heißt es im Volk: Kommt Brechzeit, geht der Herrgott in's Welschland! Wird gar viel Tolles getrieben, das der Herrgott nicht mit ansehen will. Deshalb überläßt er den Brechlerinnen lieber Freiheit. So bleiben die Jungferden naturwurm unter sich und es geht vor allem über die bösen Schamtesuben los, die zu viel foppen und zu wenig heiraten. Dafür allerdings rächen sich diese, indem sie den nach Hause gehenden Brechlerinnen mit höllischem Nachschall und hierbei sogar mit wachseingeschmierten Peitschen tnallen.

Auf den Hieselbauerschen war's diesmal besonders abgesehen. Er sollte die Bosheit der Brechlerinnen allzubald am eigenen Leib verspüren. An welchem Haus er immer vorüberging, wo immer er sich zeigte: Gleich jubten Brechlerinnen mit allem Liebreiz der Erinnerung auf ihn los, um nach uraltten, von ihnen gut ausgehütetem Recht seinen Hals oder seine Arme mit Weg zu umwickeln. Sie schnürten ihre zarten Fesseln nicht wenig zu. Kaum Luft zu schnappen gönnten sie ihm und er johlte vor Schmerz laut auf. Das letzte alsdann freilich ein Heidenlächer ab. Obendrein wurde der Arme noch mit „Ogen“ (Brechschloub) überschüttet, von oben bis unten. Altes ihm nichts übrig, als mit verzweifelter Gebärde Ferkelgel zu nehmen. Jeder solche Vorfall verammelte sicher das halbe Dorf als Zeugen seiner Leiden und es fehlte nicht an gutmütigen, nicht an beizenden Brandworten.

Allen Brechlerinnen voran an grausamen Worten in noch grausamerem Handeln war die Hanna. Das war die Großwauertochter, die mit den suntelnden Zöpfen in schöner Ebenholzfarbe, die ihm wie zwei regelrechte Teufelschwänzen vorlanten. Gerade die Hanna konnte er deshalb von all den Heerlein am wenigsten vertheuern, und doch — gerade ihr quackte er beim „Binden“ am tiefsten in die

Augen. Vielleicht nur deshalb, weil sie die Bergbüchel so fest anzog, als wolle sie seine liebfeindliche Seele in unauflösbliche Bande schlagen.

Um all den Nachstellungen der erbosten Dorrsünder zu entkommen, tat Friedel schließlich, was jeder andere an seiner Stelle auch getan hätte: Ging einfach während der Brechzeit nicht mehr aus. Nicht mal in die Kirche, geschweige denn anders wohin. Allein zu Hause war er sehr niedergeschlagen. Gistete sich über sich selbst, weil er immerbar an das Paar kohlenschwarzer, boshafter Augen denken mußte — wollte er oder wollte er nicht. Schließlich redete er sich ein, er sei verbergt. Erleichtert atmete der Trauminist erst auf, als die gefahrvolle Brechzeit endlich ihrem Abschluß zueilte, der Tag heranrückte, an dem er sich wieder ohne Lebensgefährdung auf der Gasse zeigen konnte. Das Hoden hinter dem Herd fand er ja nachträglich schon wie genug. Vor allem aber: der Hanna hätte er gern — seine Verachtung gezeigt. Ihr beim Begegnen justament nicht in die teuflischen Gucker geschaut, die ihm Raft und Ruh' geraubt hatten.

Der Mensch denkt und — da der Herrgott in's Welschland gestüchtelt ist — die Brechlerinnen lenken. Diese aber hatten ihm noch eine Leberaufschneidung, eine nette, zubeachtet, dem Friedel vom Hieselbauer.

Des Brechens Abschluß bildet das Brechermahl, ein kleines Gelage in Fried und Freuden, gebend der fertiggebrachten Arbeit. Da schickt des Hauses bevorrathete Tochter einem Burschen, meist jenem, auf den sie ein wenig spitzt, ein Baumstammchen zu, nach Art der Christbäume geschnitten. Dem also Ausgezeichneten obliegt hierauf die Verpflichtung mit anderen Burschen und mit Musikanten sich in dem Hause einzufinden, das ihm die Einladung zukommen ließ.

Meist macht der Bevorzugte, der widerfahrenen Ehre wohlbewußt, ein treuzuglich Gesicht und streckt sich so gemächlich, wie nur je ein Glückspilz. Ist er nun doch vielen einen guten Dolmetsch in der Gasse der Schönen voran. Einer aber tat dies nicht, würdigte ganz und gar nicht den Vorzug und schnitt Gesichter, die nach Jaffelbeer — Effig rochen. Dieser eine war der Friedel, des Hieselbauers Sohn. Denn er war's — wach ein Hohn! — dem diesmal der Fichtenstamm zugeschiedt worden war. Eine Ischedra (Weischen) und ein Ischintel (Toschenmesser) von gewöhnlicher Sorte hatten an demselben als Angebinde gebaumelt. Und die ihm die Einladung zugeschiedt, das war niemand anderer als die schwarzäugige Hanna, das Hegelein.

Wem's nur angehe, aus der Haut war' er gesprungen vor Zorn, Scham, Verlegenheit. Er wütete und wettete; er rannte im Haus umher, machte seltsame Gebärden; er grübelte und gerammelte sich das Gehirn. Wie sich aus der Schlinge ziehen? Leistete er die Aufforderung keine Folge, so würden ihm sicher die Burschen, denen es immer um ein tolles Treiben zu tun ist, auf den Hals gehen, und sie hätten ihn mit Schand und Spott zur Aufstrageberin, zur Hanna, hingeschleppt. Fliehen? Das Haus wurde umwacht, weil man von geganzlicher Seite alles vorsehen, alles vorbeachtet hatte. Das wußte er genau. O, diese Hanna! Er bedauerte diesmal lebhaft, kein reichendes Tier, keine Hyäne oder sonst etwas dergleichen zu sein. Würde sie zerfleischen, ja wahrhaftig, zerfleischen würde er sie in diesem Falle, ungeachtet ihrer schwarzen, boshaften Augen, welche — uff, selbst jetzt mußte er sich's eingestehen — doch so blitzsternschön waren. So blitzsternschön und so boshaft! Was blieb ihm übrig, denn gute Miene zum bösen Spiel auszuspielen!

Sonn und kann wieder. Und es kam ihm ein Einfall, spät, aber noch rechtzeitig. Ein guter, ein toller Einfall. Tolle Einfälle sind meist gut, nicht im Ursprung und den Mitteln, sondern im Erfolg.

Jog er dann seine graue, mit grasgrünen Befahrschnüren herangezogene Lobenjoppe, relederne Kniehosen, grüne Zipselstrümpfe und die Bundschuhe an, spannte die seibengefärbten Hosenträger über die Brust und setzte quer über's linke Ohr den Filz mit seiner forschen Schildbartseder. Bergaß selbst das Schwurbärtchen nicht zu bräufeln, und nachher beschaute er sich nicht wenig wohlgefällig, geborgen im Schutze einer Scheuer, in einem runden Handspiegel. O, er fühlte die Todesverachtung eines Gladiatoren in sich, Mochte kommen was da wolle, das Schicksal fand ihn nun gewappnet. Wollte tapfer sein! Als er fertig war, bestellte er flugs zwei Harmonikaspieler — man beachte: gar zwei, wo einer hinlänglich genügt hätte! — und den Mesner, der Geige tragen konnte, lud seine nicht wenig erschauerten Kameraden ein und abends setzte sich der Zug unter Klang und Sang in Bewegung, zu Hannas Haus hin.

Dort war bereits die ganze große Wohnstube mit Jungfern und anderen Geschöpfen Gottes angefüllt, die sich den Spatz mit dem Friedel mitanzusehen wollten. Wohin man schaute, gab's boshaft lächelnde, gab es verzerrte Gesichter; sie alle, die da versammelt waren, erlebten aber ihr

blaues Wunder. Schon als der Hieselbauerische so herausgehutet unter Musikschall und mit einem gar vergnüglichen Gesicht aufmarschierte und als er gleich beim Eintreten tat, als gelte es nur ein Einlösen der angelegten aller Pflichten, gab's große Augen; noch größere jedoch, als er gar so ungewöhnlich launig, tanztüchtig und gar so fangfröhlich war, und noch mehr: so freundlich mit den Dornlein, einer jeden etwas Schönes, etwas erlesen Schönes zu sagen wußte.

Das gab Kopfschütteln, Zischeln, Stöhnen. Einige meinten, der Friedel sei entschieden mit einem anderen betauscht worden. Andere hinstierend behaupteten, er müsse rein noch einmal in den Backofen getaucht sein, weil er wie ausgewechselt sei auf einmal. Sogar die gupfete Schüssel voll Hitzefrei, der jenen, der ihn nicht nochend hinabzumürgen vermag, nach altem Brauch und natürlich zu allgemeiner Belustigung in's Gesicht gegeben wird, löffelte er monnhaft unter einigen recht gut angebrachten Witzeln aus. Diese Gftraffleistung verführte auch die letzten, die noch was gegen ihn am Herzen trugen. Kurz, aus dem Schlachtopfer der tolen Sippe war ihr Leithammel geworden; die Harmonikaspieler klapperten tüchtig mit den Fingern, weil die Freud', aus einem Saulus ist ein Paulus gemodelt zu haben, statt in die Weine fuhr.

Das war aber noch nicht das Ganze. Etwas ganz besonders Lustiges gab's vbenoben und den Spottkänfen, den Schandenfrohen gefiel es nicht wenig. Das war es: Mit allen Jungfern schäferle und tanzte der Hieselbauerische. Eine aber schaute er gar nicht an. Und diese eine? Des Hauses Tochter, die schwarzäugige Hanna! Aber nicht nur der Friedel tanzte nicht mit ihr, als wie verschoren, auch keiner von den anderen Burschen. Nur ein alter Ruchtrier und ein Bauer, der selber schon erwachsene Töchter hatte, boten sie aus purem Mitleid um einen „Draher“, belamerten aber für ihn menschenfreundliches Unterfangen einen regelrechten Korb, weil die getränkte Schöne auf einmal ein Leiden bekommen hatte. Ein recht sonderbares, nämlich — „fätrisch Harenweh“.

Und das Maß ihrer Demütigung voll zu machen, sang der Friedel beim Steirischen vor: Welt, Du Schwärzangelei, Welt, für Di taugat i, Welt, für Di war' i recht, — Wenn i Di möcht!

Darauf tat er wiederum lustig, wie vielleicht nie noch in seinem ganzen Leben.

Als dann die Leute heimwollten, an ihrer Spitze der überlustige Hieselbauerische, vergab Hannel den Kopf tief im Bettelofen. Dem boshaften Schwarzjungen entropfte etwas, das sie nicht um Dphires Schweiß vor der schandenfreudigen Welt hätte blinten lassen. — Sie, die spätrische Hanna, die noch nie geweint!

Sie weinte noch öfters, als sie erfuhr: der Hieselbauer — Friedel hat nun doch das Lieben erlernt. Das erjah die flauende Mitwelt daraus, daß er bald mit der einen, bald mit der anderen anbandelte.

Gar so gut hat er des Lieben erlernt, daß er sogar sie alle wieder im Stich ließ. Alle! Und die, die sich einst besonders demütigt hatte, ihm das Lieben beizubringen — sie schaute es nicht mal an. So was ist einem liebebedürftigen Seelchen wohl!

Wie es aber so geht auf der Welt: Die sich scheinbar nicht wollen, finden sich oft doch für's Leben. Es wurden wieder seine Fährden gesponnen zwischen den beiden — ganz eigene Fährden, unsichtbar für alle Späheraugen. Und kaum der Hieselbauer seinen Sohn, weil's der einzige war, vom Militär losgebeten hatte und ihm hernach das Gut übergab, holzierte auch schon ein Hochzeitsader mit stäthlichem Blumenschuß auf der Brust und dem mit roter Wolke gezierter Spanischrohr in der Hand einher von Haus zu Haus.

Sonntag fährt der Brautkaffee und 's Spinnrad, Montag die Braut!

Er sagte es allen, die's wissen wollten: der Friedel und die Hanna geben ein Paar ab, wie nicht bald ein zweites.

Weil der Friedel, der Hieselbauer, das Lieben gründlich erlernt hat!

— Zwei Flieger mit einer Klappe. Junge Hausfrau (zur Köchin): Ich werde während der nächsten Woche selber kochen, Zettel.

— Recht so, gnä' Frau, mein Bräutigam hat auch schon längst einen gehörigen Dentzettel verdient!

Freund oder Feind.

Zeitgenosse Erzählung von Georg Rumsch.

Alle ihre Bekannte hatten schon Feldpostbriefe erhalten, nur sie nicht, sie, die Sprachlehrerin Seibert. Und wie schlug ihr das Herz um ihren geliebten Jungen, der so weit da draußen stand in Belgien, wo die Menschen so besonders böse gewiewt hatten gegen deutsches Gut und Blut und wo das abscheuliche Frantkireurwesen so viele Wunden schlug. Ihr Kurt war ja ihr Ein und Alles. Sonst hatte sie nichts vom Leben und wollte auch nichts von ihm. Freilich ein, vor Jahren, hatte sie auf ein douerndes Glid gehofft an der Seite des angebeteten Mannes. Doch schon nach zweimonatlicher Ehe verließ er sie böswillig. Damals war sie dem Wahnsinn nahe! Was sollte sie tun? Ins Wasser springen, wie ihre arme Freundin Elise, als sie ihren Bräutigam verloren hatte? Nein, nein, nur das nicht! Es war nicht die Furcht vor dem Tode, es war die Scheu vor der Sünde des Selbstmordes. Und dann — hatte sie denn ein Recht, auch jenes Leben zu verlöschen, das sie mit Zittern und Zagen, aber auch mit seligen Erwarten entgegen sah? Nein, dazu hatte sie kein Recht! Im Gegenteil, sie mußte es erhalten, sich ihm erhalten! Aber wie? — Da sagte sie denn nicht mehr nein, als ihr der Sprachlehrer Seibert, trotzdem sie ihn früher einen Korb zugunsten des unwürdigen anderen gegeben hatte, zum zweiten Male seine Hand anbot. Die erste Ehe wurde geschieden und die zweite gestaltete sich äußerst glücklich. Helene war ja so dankbar für die neue Wendung ihres Lebens, daß sie ihren Mann auf Händen trug. Und wie liebte er sie und ihn, den kleinen süßen Jungen, der nun auch seinen Namen trug. Da eines Tages erlag Seibert einem Herzschlag! Jetzt erst vernahm Helene des Schicksals ehrene Stimme, die ihr in Herz und Ohr schrie: „Du sollst nicht glücklich sein!“ Sie aber biß die Zähne zusammen und trotzte dem Schicksal. Da auch sie perfekt englisch, französisch und holländisch sprach und ihren Mann hin und wieder im Unterrichten in diesen Sprachen erfolgreich unterrichtet hatte, übernahm sie seinen Beruf nun ganz. Der Lohn blieb nicht aus. Auch in der neuen Stadt nicht, wozu sie verzo-gen waren. Sie hatte viel und gutbezahlte Stunden, so daß sie und ihr Kurt keinen Mangel zu leiden brauchten. Er genoh die sorgfältigste Erziehung, und heute, mit seinen vierundzwanzig Jahren, hatte er als Elektrotechniker bereits eine einträgliche Stellung inne. Da kam der Krieg. Ihr Kurt mußte mit. Sie wollte er aber nicht. Lachte so fröhlich wie sein Vater, dessen Fröhlichkeit einst das junge Mädchen gewonnen und es glauben ließ, so viel gesunde Fröhlichkeit könne nur aus einem guten Herzen kommen.

„Mutti!“ rief Fritz, „nu laß aber das Rechnen sein, sonst ziehe ich andere Seiten auf! Sei froh und stolz, daß du einen Jungen hast, den du mit hinein'schicken darfst, um die Feinde zu verbreschen, wie unser Kaiser sagte.“

„Ich bin ja auch froh und stolz, aber —“

„Ach so, du denkst wohl, ich komme nicht wieder! Na, Mutter, da bist du schief genoidelt! Neut, ich bin an Brot gewöhnt, und Antraut verdirbt nicht! Also auf nach Frankreich!“ Und so hell erklang von seinem Tippen das französische Chanson: „Au clair de la lune, mon —“

„Kurt!“ rief Frau Seibert, „laß das — ich bitte dich —“

„Aber Mutti!“

„Bitte, singe nicht — nicht jetzt — versprich mir jetzt nur eins, bald recht bald zu schreiben!“

„Mit Wart und Handschlag, Mutter!“

Rum war er schon frit Wochen fort, und noch immer keine Nachricht. Hatt er die Mutter vergess'en?

Nicht doch, er dachte oft, sehr oft sogar am sie, auch in diesem Augenblick im Quartier des Belgiers, der einen so finsternen Einwand machte.

„Na, das ist mir gleich!“ sagte sich Kurt, und öffnete des Fensters, um noch einmal, ehe er sich niederlegte, den nächtlichen Himmel zu betrachten. Den belgischen Himmel! Du lieber Gott, er war wie der in der Heimat, so ruhig, so friedlich und doch — ganz an der Ferne schienen er gerötet — hier aber leuchtete der Mond voll und groß leuchteter aus all den Tauwaden von Sternen heraus — als wolle er fragen: „Ihr Menschen, was ist denn in euch gefahren?“ — und da er von Kurt keine Antwort erhielt, strahlte er ruhig weiter — Die Sterne flimmerten, und Kurt fing an, halbhall zu singen: „Au clair de la lune — mon ami Pierrot — da klopfte es an der Tür — und ehe Kurt „Gretin“ sagen konnte, stand sein Wirt vor ihm. Große dunkle Augen bohrten sich in die feinen, die genau so dunkel waren, — merkwürdig, auch auf der Stirn des Mannes rin-

gelte sich eine Lode wie bei ihm.

„Sie fangen soeben —“

„Qui, monsieur, j'ai —“

„Oh, bitte, reden Sie deutsch, ich spreche Ihre Muttersprache auch und ganz gut sogar — ich war — ich bin — apropos, wollen Sie noch ein Glas Wein mit mir trinken? Ah, ich erate, Sie vermuten, der Wein sei vergiftet — unbesorgt! Mit solchen Mitteln arbeite ich nicht.“ Und ehe Kurt noch Antwort geben konnte, hatte der Belgier eine Flasche Wein herbeigeht und die mitgebrachten Gläser gefüllt.

„Trinken Sie — Sie zögern noch? Dann trinke ich zuerst —“ und er leerte sein Glas bis auf der Nagelspitze. Nun trant auch Kurt das seine leer auf seines Wirtes Gesundheit.

„Danke!“ sagte dieser und setzte sich. Aufs neue bohrten sich seine dunklen Augen in die feinen Gastes — dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgendwelche Erinnerungen fortwischen oder festhalten, und sprach: „Sie haben eine angenehme Stimme. — Können Sie noch mehrere solche französische Lieber?“

„Gewiß,“ entgegnete Kurt, „doch das, was ich vorhin sang, ist mir am geläufigsten von Hause her.“

„So, so — Ihr Vater sang es wohl?“

„Nein — meinen Vater habe ich nicht gekannt.“ Schmerzlich bewegte sich Kurt zu Boden.

„Da — unglück kam es heraus —“

„Ja, monsieur, sie sang es — mein Vater starb, als ich kaum laufen konnte. Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie tief und oft ich das schon beklagt habe. Meine Mutter ist ja so herzensgut und hat nichts an meiner Erziehung versäumt. Ihr dankt ich alles, was ich bin, und dennoch paßt mich manchmal eine brennende Sehnsucht nach einem Vater, meinem Vater! Wie wäre ich jetzt doppelt glücklich, wenn er noch lebte! Und — ei, warum soll ich mich nicht einmal selber loben, Mutter hört es ja nicht, — — auch mein Vater müßte glücklich sein im Besitz eines solchen Prachtstücks, wie ich einer bin.“

„Prachtstück!“ — fast freudig stieß es der Belgier hervor, — ja, ein Prachtstück scheinen Sie zu sein.“ — Und plötzlich wieder ernst werdend, fuhr er mit der Hand über die Stirn. Nach einem tiefen Atemzuge, der wie ein Seufzer klang, fragte er leise und zaghaft: „Woher sind — Sie — gebürtig?“

„Aus Heidelberg.“

Wie von unsichtbarer Macht eingeborgenschnell, sprang der seltsame Mann von seinem Stuhl. Hestig arbeitete die Brust — ein tiefer innerer Kampf schien sie zu erschüttern.

„Was ist Ihnen?“ fragte Kurt teilnahmsvoll, „quält Sie ein Schmerz?“

„Ja, ja, ein Schmerz! Aber kein körperlicher, nein, ein seelischer Schmerz! Und das ist viel schlimmer! — Kommen Sie, ich will Ihnen etwas erzählen aus meinem Leben; — auch ich war einmal in Heidelberg. — Ich war damals so alt, wie Sie es heute zu sein scheinen — ich studierte dort, und ich war einer der Fröhlichsten, aber auch der Leichtsinigsten! Bei meiner Logiswirtin verkehrte deren Tochter, ein Bild von einem Mädchen, ich hätte nicht der sein müssen, der ich war, wenn ich hier fast geliebten wäre. Im Gegenteil, ich verliebte mich über Hals und Kopf in das süße Geschöpf. Die Tante sah es ungern, aber auch sie wußte ich zu gewinnen, so daß sie es uns endlich erlaubte, zusammen einen Spaziergang zu machen — in heller Mondnacht — am silbernen Nedat entlang. Wenn ich zu dichten verstände, würde ich's Ihnen beschreiben, wie glücklich wir waren! Je nem Spaziergang folgten andere, wir machten Pläne für die Zukunft, wie alle törichtigen Menschenfinder, und nach wenigen Wochen heirateten wir.“

„Doch dann war ich gefesselt an das Mädchen meiner Wohlgefeselt, als mein Herz erkalte. Es war wie das jäh Erwachen nach einem tollen Raufsch! Anfangs wehete ich mich dagegen mit allen Kräften des Herzens und des Verstandes, bald aber hatte ich nur noch den brennenden Wunsch, wieder frei zu sein. Ich wurde wortfarg, abstoßend, bummelte aufs neue die Nächte hindurch mit den alten Rumponen, die mich bei ihren Gelagen als reuigen Sünder feierten! Meine junge Frau ertrug alles mit Geduld und ohne Vorwurf. O, hätte sie doch getobt, ihrem Unwillen Luft gemacht; diese engelhafte Duldung machte mich rasend! Um da — sehen Sie mich nicht an — eines Abends — verließ ich sie und — lebte in mein Vaterland zurück. Von da aus schrieb ich ihr, unsere Ehe wurde geschieden — ich war der Schulbige — ich sandte ihr Geld — sie wies es zurück, sie würde selbst für sich sorgen und — den Knaben — ich sei dessen nicht wert! Da sahste mich der dumme Trost, ich kümmerte mich um beide nicht mehr. Ich ging eine

andere Ehe ein und — doch nur davon nichts. Seit Jahren bin ich Witwer und — einsam! Daß meine erste Frau noch lebte? Ich wußte es nicht. Aber ihr Bild, ihr süßes Bild, trage ich noch heute bei mir — da — küssen Sie —“ und er entnahm seiner Brusttasche eine vergilbte Photographie.

„Meine Mutter!“ schrie Kurt, „genau dasselbe Bild von ihr steht noch in unserem Album, auf der Rückseite steht in kleinen zierlichen Buchstaben „au clair de la lune!“ —“

„Das schrieb ich selbst, als ich ihr dieses Liebesbild vorgefungen hatte, so oft, bis sie es mir nachsah mit ihrer lieben Stimme, die so zart war, wie sie selbst.“

„Doch — wie ist mir denn,“ Kurt griff sich bei diesen Worten wie tolllos an die Stirn, „wenn meine Mutter Ihre Frau war, dann —“

„Bin ich dein —“, rief der Belgier schnell, und wollte seinen wiedererbundenen Sohn umarmen. Dieser jedoch stieß ihn plötzlich von sich.

„Nein, nein! Sie sind nicht mein Vater! Sie können, Sie dürfen nicht jener Mann sein, nach dem ich mich heimlich so lange Jahre sehnte. Sie dürfen es nicht sein! Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, in dem Manne meinen Vater zu sehen, der meine arme Mutter einst verließ! Heimlich verließ! Der alle ihre Güte und Liebe von sich warf wie der Wanderer eine ihm lästige Bürde. Der jener Stunde nicht mit Freunden entgegen sah, da ihm des Namens Erde geboren wurde. O, wie bin ich froh, daß ich diesen, Ihren Namen, nicht trage, daß meine Mutter einen würdigen Gatten fand, den ich leider aber auch gar nicht kennen lernte. Nur ganz dunkel kann ich mich daran erinnern, daß er mich Kurt nannte. Daß meine Mutter einst Ihnen glaubte und Ihren Schmeicheleien unterlag, will ich ihr vergehen. Sie war damals ein schwaches, unerfahrenes Mädchen, wahrheitlich verblendet wie oft manche ihres Geschlechts vom Weiz des jungen Ausländers, der das Deutsche so entzückend spricht, aber nie versteht und nie begreift, was deutsch handeln heißt. Woher Ihr auch immer kommt in unser geliebtes Vaterland, um Euch unser Befehs anzueignen auf allen Gebieten, um es dann in Eurer Heimat gegen uns zu verwenden, eins nehmt Ihr doch nicht mit, das gute, dumme, deutsche Herz! Verlassen Sie mich jetzt, ich will schlafen.“

„Schlafen! Du willst, Du kannst jetzt schlafen?“

„Ja, denn mein Gewissen ist rein. Meiner Mutter nichts von dieser Begegnung zu verraten, das ist alles, was ich für Sie tun will.“

„Kurt!“ — fast lebend kam es heraus, „ich habe berout, gebüßt durch eine unglückliche zweite Ehe, sei nicht so hart, wenn auch nicht alles, so ist doch vieles noch gut zu machen — ich bin ein reicher Mann, ich kann Euch goldene Tage schaffen — Ihr kommt beide mit mir nach Frankreich —“

„Nach Frankreich, ich? Ja, Mann hast Du denn vergessen, daß ich auf deutschem Grund und Boden geboren wurde? Siehst Du denn nicht, daß ich ein deutscher Soldat bin?“

„Soldat, ja, gewiß, Soldat — Du bist ja hier als mein Freund!“

„Soll, kann ich vielleicht Ihr Freund sein?“

„Du kannst es, ja, denn Du bist meines Blutes, ja, Du trägst auch meine Züge! Mit meinen schwarzen Augen siehst Du mich an! Auf Deiner Stirne ringelt sich das Haar wie einst auf der meinen —“

„Und wenn auch! In meinem Herzen regt sich nichts von Ihnen, nichts für Sie! Gute Nacht, zum letzten Mal!“

Da tönten Schiffe durch die Nacht. Kommandorufe — Stimmen — ein Signal erklang —

„Kurt!“ schrie der Belgier, „bleib hier, um Gotteswillen, wüte nicht gegen mein Land. Du darfst nicht! Du bist kein Deutscher, da es Dein Vater nicht war. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du die Waffe gegen uns erhebst. Komm an unsere, an meine Seite —“

Kurt aber hörte nicht. Er schnallte seinen Säbel um und ariff nach seinem Revolver. Den aber hatte der Belgier schon in der Hand.

„Zum letzten Male,“ rief er, „Freund oder Feind?“

„Feind, Feind für ewig!“ Da knallte ein Schuß, und Kurt sank lautlos zu Boden. Noch ehe der Mörder die Waffe gegen sich selbst richten konnte, kürmten Kameraden Kurts ins Zimmer und entwoffneten ihn.

„Sieh da, ein Frantkireur!“ schwirte es durcheinander, und als solcher wurde der Verbrecher in Gewahrnam gebracht. Schon an anderen Morgen, nachdem wieder Ruhe herrschte und der feindliche Ueberfall glücklich abgesehen war, wurde der Frantkireur mit anderen feines traurigen Gelächers zum Tode geführt. Als er fiel, rief er laut und schmerzlich:

„Seht — Freund — Freund — für ewig!“